

Das Abschiedsgeschenk

Von Claude Gevel

Autorisierte Uebersetzung von Alice Neumann.

Georges Lebrettier war zwanzig Jahre alt, schwärmte für Sonnenuntergänge, Lyrik und sentimentale Filme, kurz, er war ein romantisch veranlagter junger Mann. Gar zu gern hätte er ein Abenteuer erlebt, dessen Held nur um seiner selbst willen geliebt wurde. Aber seine Seele war von einem bösen Mißtrauen erfüllt. Da er reich war, bestand für ihn die Welt nur aus Schmarotzern und berechnenden Freunden. Er war der reiche Georges Lebrettier und er zweifelte daran, daß er jemals eine selbstlose Liebe gewinnen könne.

Als er Marise das erste Mal begegnete, sprach er sie nicht an. Wozu auch? Was für ein Vergnügen hätte ihm eine Eroberung bereitet, die vielleicht der Perle in seiner Krawatte, dem Schnitt seines Ueberziehers galt oder die er der Hoffnung auf wertvolle Geschenke verdankte.

Dennoch, sie war reizend, diese Marise, mit den hellblauen Augen unter den gebogenen Wimpern, dem ein wenig ungeschickt aufgetragenen Rot auf den Wangen, dem weiblichen Antlitz trotz des rasierten Nackens, mit dem schamhaften Wesen trotz des zu kurzen Rockes. Sie war so reizend, daß er sich am nächsten Abend zur gleichen Zeit an der gleichen Stelle in den Champs-Élysées einfand. Vier Tage hintereinander sah er sie, am fünften folgte er ihr, am sechsten sprach er sie ungeschickt an, ohne eine Antwort zu erhalten, am siebenten drohte sie ihm:

„Mein Herr, ich bitte Sie dringend, mich in Ruhe zu lassen!“

Mehr sagte sie nicht. Er errötete, erbleichte, stammelte zusammenhanglose Worte. Er war so komisch, daß sie in Lachen ausbrach:

„Also gut, ich verzeihe Ihnen.“

Sie gingen ein paar Schritte zusammen. Er bot ihr ein Glas Portwein in einem kleinen Café an und in der Furcht, ihr zu sagen, wer er sei, gab er sich für einen Schüler der Kunstakademie aus, der von einer bescheidenen Pension lebte, die ihm sein Vater, ein Provinzarzt, monatlich zusandte. Marise, mit schlechten Romanen vollgepfropft, fand das alles nur ganz natürlich. Sie gingen in kleine Konditoreien, weinten in Kinos, fuhren mit dem Dampfer, sagten sich immerfort, daß sie sich liebten.

Während des Jahres, das ihr Idyll dauerte, kam Georges Lebrettier mehrmals der Gedanke, ob er an Marise ein Unrecht begehe. Jetzt, da er den Beweis hatte, um seiner selbst willen geliebt zu werden, hätte er sie an den Freuden seines Vermögens teilnehmen lassen können. Aber — wenn Marise erfuhr, wer er sei — würde sie ihm seine Lüge nicht nachtragen? Würde sie nicht wie alle anderen versuchen, die Situation auszunutzen? Und das Abenteuer, das so hübsch begonnen hatte, würde so vielleicht einen häßlichen Abschluß finden. Enden müßte es eines Tages — das wußte Georges. Auch er mußte einmal eine solide Konvenienzehe eingehen, der die Lebrettiere seit drei Generationen das Anwachsen ihres Vermögens, ihrer sozialen Stellung und ihrer Geschäfte zu verdanken hatten. Aber er wollte, daß sein Abenteuer in Schönheit enden sollte.

Und der Tag kam.

Keine Liebschaft war leichter zu beenden. Georges hätte nur die Person des